

„Another brick in the wall“ - Grenzen und Entgrenzung in der Arbeit für Menschen mit schwerwiegend herausforderndem Verhalten¹.

Jan Glasenapp, Schwäbisch Gmünd

Dieser Moment der Ruhe ist, glaube ich, der schönste Augenblick des Vortrages, es ist der Moment mit der größten Spannung, zumindest bei mir, in dem alles möglich ist. Mit dem Reden bekommt es eine Richtung und nimmt seinen Lauf. (...)

Herzlich Willkommen mit Pink Floyd zu „Another brick in the wall“ - Grenzen und Entgrenzung in der Arbeit für Menschen mit schwerwiegend herausforderndem Verhalten. Herzlich Willkommen sehr verehrte Damen und Herren, liebe Kollegen und Kolleginnen, ich freue mich riesig so viele bekannte Gesichter zu sehen zu dieser Fachtagung in Heidelberg. Wie einige von Ihnen wissen, bin ich Würdigungsfanatiker, deswegen möchte ich auch gleich mit der Danksagung beginnen. Mein Dank gilt den Kolleginnen und Kollegen im Netzwerk Intensivbetreuung für Ihre Unterstützung, ihre Anregungen und auch für die Ermutigung, hier oben zu stehen. Manch anderer hätte diesen Job genauso gut übernehmen können und für das Netzwerk sprechen können. Für das Netzwerk heißt im Übrigen nicht, dass ich Positionen des Netzwerkes vertrete, soweit sind wir gar nicht. Für das Netzwerk zu sprechen heißt, bewusst für die Kolleginnen und Kollegen in der täglichen Arbeit mit dieser Zielgruppe zu sprechen.

Mein Dank gilt natürlich den Kolleginnen und Kollegen der Deutschen Heilpädagogischen Gesellschaft, die an uns herangetreten waren in der Vorbereitung dieser gemeinsamen Fachtagung. Durch die Diskussion mit Ihnen hat das Wort der Teilhabe, der Teilhabechancen in unseren Köpfen einen, glaube ich, viel größeren Stellenwert bekommen, vielen Dank dafür.

Mein besonderer Dank gilt aber auch der älteren Generation und ich überlasse es jetzt Ihnen, ob Sie sich angesprochen fühlen oder nicht. Die Behindertenhilfe der letzten Jahrzehnte war ein sehr dynamisches Feld und als soziologisches Feld, kann ich sagen, ist es ein sehr gut bestelltes Feld gewesen. Viele Konzepte sind entwickelt worden, Menschen mit schwerwiegend herausforderndem Verhalten besser zu verstehen. Es gibt mittlerweile eine unüberschaubare Flut an therapeutischen Ansätzen und beispielsweise durch das Konzept der Deinstitutionalisierung sind Möglichkeiten entstanden, die die Lebensqualität der Menschen in den letzten Jahrzehnten doch deutlich verbessert haben. Man kann jüngere

¹ Mein besonderer Dank gilt Jutta Lürer für die mühevollen Arbeit der Transkription des Vortrages und Henning Michels, der dies ermöglicht hat. Die Audiodatei bzw. ihre Verlinkung finden Sie unter www.therapie-und-beratung.de.

Kolleginnen und Kollegen immer noch mit der Frage überraschen, seit wann das Diskriminierungsverbot aufgrund einer Behinderung in das Grundgesetz aufgenommen wurde, ja was raten Sie? Das war 1992 und nicht wie viele denken, schon seit bestehen der Bundesrepublik.

Ja, ich kann aber auch anders: Wenn ich nach einem anstrengenden Arbeitstag in meiner Praxis nach Hause komme und dann oft die Schnauze voll habe von Menschen, sitze ich in meinem Sessel und gucke so in die Leere. Dann kann es passieren, dass ich eine Fliege dabei beobachte wie sie über die Scheibe hoppelt, einem unbekanntem Ziel entgegen. Und dann denke ich so bei mir, Mensch du dumme Fliege, siehst du nicht, dass dort eine Scheibe ist? Und kaum dass ich diesen Gedanken ausspreche, fange ich an darüber zu grübeln, gegen welche Scheibe fliege ich denn so jeden Tag. Das Ziel so nah vor Augen und doch unerreichbar... Ich musste eben an die Glasfronten bei den Professoren denken, ich hoffe die Studenten und Studierenden hier fühlen sich nicht wie die Fliege, einem unerreichbaren Ziel entgegen. Ja, irgendwann, keine Sorge, irgendwann befreie ich die Fliege von ihrer Suche, und ich überlasse es ihrer Fantasie, wie ich es mache. Trotzdem, für unser Thema ergeben sich daraus Fragen, z.B.: Warum ist das Thema der Ausgrenzung von Menschen mit schwerwiegend herausforderndem Verhalten nicht weniger bedeutsam geworden, sondern in den letzten Jahren vermutlich sogar immer drängender? Warum gibt es immer noch eine Restgruppe, vor der wir Jüngeren immer so gewarnt wurden? Warum sind wir zu einer Fachtagung zusammengekommen, die genauso gut vor 20 Jahren hätte stattfinden können? Wenn wir Nietzsches Frage der ewigen Wiederkehr, unser Leben so zu gestalten, dass es von heute an bis auf ewig so weiter gehen könnte, ernst nehmen, müssten wir feststellen, dass es für uns und sicherlich auch für viele der uns anvertrauten Menschen noch viel zu tun gebe. Dabei stoßen wir immer wieder auf Widerstand und ich verdanke ein Zitat Fritz Pearls, dem Begründer der Gestalttherapie, der gesagt hat: „Wir können unseren Patienten nicht gerecht werden, solange wir die Dialektik des Widerstandes nicht erkennen. Das dialektische Gegenteil des Widerstandes ist Beistand. Die gleiche Festung, die dem Angreifer widersteht, unterstützt den Verteidiger. (...) Man darf aber nicht vergessen, dass wir nur dann erfolgreich mit den Widerständen umgehen können, wenn wir die Tatsache, dass der Patient seine Widerstände als ‚Beistand‘ ansieht, richtig würdigen.“ Für mich war die Netzwerkgründung genau das, der Beistand für die Menschen, die tatsächlich tagtäglich in ihrer Arbeit eine Arbeit leisten, wie schon beschrieben wurde, die oft am Grenzbereich dessen ist, was man aushalten kann. Wenn ich das an dieser Stelle noch ergänzen darf, Tom Knöppel hat daran erinnert, dass vielleicht das Netzwerk so etwas wie eine Gewerkschaft werden könnte. Jetzt aber zu diesem Comic, vielen Dank für das Lachen: „Die schärfsten Kritiker der Elche waren früher selber welche“, von Hans Traxler, bezieht sich darauf, dass mein Weg zur Intensivbetreuung ähnlich war, nur dass für mich gilt: „Die

schärfsten Kritiker der Elche, werden später selber welche“. Als ich voller Konzepte aus dem Studium in die Praxis geworfen wurde, war eine meiner ersten Aufgaben, eine Intensivgruppe aufzulösen, und glauben sie mir, die Menschen die dort gelebt haben oder immer noch leben, haben mir schnell deutlich gemacht, dass man einen Fehler nicht durch einen anderen Fehler wieder gut machen kann. Diese Wohngruppe war zur Heimat geworden und sich dessen bewusst zu werden, war ein wichtiger Teil meiner Arbeit oder meines Zugangs zu diesem Thema. Das heißt, letztendlich ist mir deutlich geworden, dass wir oft noch gar nicht richtig verstanden haben, worum es eigentlich geht. Der leider verstorbene französische Soziologe Pierre Bourdieu drückt es folgendermaßen aus: „Es ist unendlich viel einfacher für oder gegen eine Idee, einen Wert, eine Person, Institution oder Situation Stellung zu beziehen, als das zu analysieren, was in Wahrheit in seiner ganzen Komplexität sich dahinter verbirgt.“ Auf die Frage nun, warum die Wahrscheinlichkeit für einen Menschen mit schwerwiegend herausforderndem Verhalten immer noch deutlich erhöht ist, ein Leben am Rande dessen zu führen, was wir Gemeinschaft nennen, sei es innerhalb einer Wohngruppe, einer Arbeitsgruppe, einer Institution aber auch einer Gemeinde und letztendlich auch innerhalb der Gesellschaft, dazu möchte ich aus meiner Sicht und aus einer Haltung der „kreativen Hoffnungslosigkeit“ heraus, ein paar Antworten versuchen.

Kapitel 1: Grenzen und Ausgrenzen

Alles beginnt mit der Grenze. Die Grenze ist letztendlich aber nichts anderes als eine Unterscheidung. Sie unterscheidet etwas, nennen wir es „A“, von dem Rest, „Nicht-A“. Diese Unterscheidung oder erst *in* dieser Unterscheidung entsteht so etwas wie Kultur, was wir nicht immer so leicht erkennen können wie in einem Gemälde von Piet Mondrian. Die Grenze an sich ist dabei jedoch ziemlich dumm. Sie entsteht nicht aus dem Nichts und ist mit Ausnahme weniger naturwissenschaftlicher Gesetze gegeben, sondern diese Grenzen werden gemacht. Und innerhalb dieser gemachten Grenzen kommt es sehr auf die Perspektive an, wo man steht, wie diese Grenzen erscheinen. Für manche Menschen können Grenzen unüberwindbare Hürden darstellen und für andere wiederum können diese Grenzen so erscheinen, dass sie kaum wahrnehmbar sind, wie ein feiner Strich. Diese gemachten Grenzen finden wir letztendlich überall. Wir finden sie zwischen Nationalstaaten und selbst wenn wir merken, dass Grenzen innerhalb Europas abgebaut werden, müssen wir gleichzeitig feststellen, dass im gleichen Zuge die Außengrenzen deutlich gesichert und gefestigt werden. Wir müssen feststellen, dass Grenzen, ja wie beispielsweise der Fall der Mauer vor 20 Jahren, nicht nur räumlich bestehen können, sondern auch in der Zeit weiter leben und wir oft noch lange mit ihnen in unseren Köpfen zu tun haben. Wir können feststellen, dass Grenzen auch zwischen den Geschlechtern bestehen, wie uns folgende

Abbildung zeigt, und ich bitte sie, bewusst diesen Strich auch wahrzunehmen: Viele Unterschiede zwischen Frauen und Männern sind eben nicht biologisch bestimmt, sondern werden gesellschaftlich geprägt, worauf uns die englische Unterscheidung von sex und gender freundlicherweise hinweist. Es hat uns mehrere Jahrzehnte der männlich dominierten Forschung verlangt, dies zu beschreiben. Gemachte Grenzen finden wir natürlich auch zwischen behindert und nicht-behindert. Glücklicherweise habe ich noch eine Klotür gefunden, und, um es positiv auszudrücken, bitte stellen Sie fest, der Strich fehlt, das ist eine Toilette für alle. Ja, sie ist, wenn Sie so wollen, eine inklusive Toilette, wobei, und das ist natürlich wichtig, Menschen mit Behinderung werden immer wieder auf ihr behindert sein zurückgeworfen. Behindertes Sein ist scheinbar ein wesentliches Merkmal als das Geschlecht, sie werden dadurch zu asexuellen Wesen. Wobei ich hab mir erlaubt, auch Rollstuhlfahrer zu fragen, und manche haben gesagt, es ist ihnen egal, ob sie auf eine Frauen- oder Männertoilette gehen, Hauptsache, sie haben Platz. Gemachte Grenzen finden wir zwischen den Generationen, zwischen Lohn und unbezahlter Arbeit, von manchen Menschen irrtümlicherweise als Freizeit bezeichnet. Wir finden gemachte Grenzen in der Bildung und ich möchte in diesem Zusammenhang darauf hinweisen, dass besonders in Deutschland, einem Land, dem das Volk immer noch wichtiger ist als die Bevölkerung, extrem viele Grenzen in der Bildung bestehen. Es gilt als eines der segregationsfreudigsten Länder, dies bedeutet, in den letzten Jahrzehnten haben die Plätze in den Sonderschulen deutlich zugenommen, anstatt entsprechend bestimmter Zielsetzungen abzunehmen. Und Grenzen, gemachte Grenzen, finden wir nicht zuletzt in der Eingliederungshilfe, ein komisches System, das die Menschen erst ausgliedert, um ihnen anschließend Hilfen zur Wiedereingliederung zur Verfügung zu stellen.

Nun aber zu den gemachten Grenzen innerhalb der Intensivbetreuung. Natürlich, natürlich ist Intensivbetreuung - wie jedes Sondersystem - eine Ursache von Ausgrenzung. Und die, die wir tagtäglich in diesem Bereich arbeiten, sollten die Augen vor dieser Tatsache nicht verschließen. Aber mindestens genauso wichtig ist, dass Intensivbetreuung die Folge von Ausgrenzung ist. Über einen Ort therapeutischer Veränderung hinaus ist sie oftmals eine Heimat von Heimatlosen, die nirgendwo anders Platz gefunden haben. Das dürfen wir nicht vergessen. Die Intensivbetreuung ist darüber hinaus der Maßstab für die Humanität einer Gesellschaft, die, entsprechend Dörners kategorischem Imperativ, immer am Schwächsten zu beginnen hat.

Grenzen der Intensivbetreuung finden wir natürlich bei den Menschen mit schwerwiegend herausforderndem Verhalten und/oder psychischen Störungen selber, nämlich zwischen Ausschluss und Einschluss. Michel Foucault hat in seinen Analysen der Psychiatrie darauf hingewiesen, dass die Psychiatrie der Ort ist, der Ausschluss durch Einschluss praktiziert.

Die Menschen werden durch den Einschluss in die Psychiatrie ausgeschlossen und genau dieses Dilemma finden wir in der Intensivbetreuung oft genug wieder.

Es gibt Grenzen zwischen Selbstbestimmung und Selbstverletzung. Bei aller Bedeutung, die der Selbstbestimmungsdiskurs für politische Forderungen hat, möchte ich doch auch darauf hinweisen, dass er in viele Paradoxien oder Dilemmata hineinführt. Ich erlaube mir mit Peter Rödler daran zu erinnern, dass beispielsweise der amoklaufende Schüler von Erfurt in dem Moment, wo er Amok gelaufen ist, in einem Zustand höchster Selbstbestimmung war, und dass wir, ohne uns solcher Tatsachen bewusst zu machen, möglicherweise das Ziel der Selbstbestimmung überbewerten und uns nicht klar machen, dass ihr gegenüber auch die soziale Eingebundenheit steht. In Erfurt interessanterweise wurde der Amoklauf erst beendet, als sich ein Lehrer diesem Schüler tatsächlich entgegen stellte und sagte: „Schau mir in die Augen, bevor du mich erschießt!“ In dem Moment des In-Beziehung-Tretens konnte dieser Teufelskreis durchbrochen werden und der Schüler erschoss sich selbst. Und schließlich die Grenze zwischen unerträglichem Schreien und Schweigen auf der anderen Seite. Gerade das Schweigen ist oft so problematisch, weil dieses Schweigen nichts anderes bedeutet als eine Enthistorisierung der Menschen. Menschen, die keine Geschichte haben, haben oft große Schwierigkeiten, eine Zukunft zu finden, und deshalb ist diese Arbeit an der Lebensgeschichte so wahnsinnig wichtig.

Grenzen der Intensivbetreuung finden wir natürlich auch bei den Professionellen, die wiederum in vielen Spannungsfeldern oder Dilemmata stehen, nämlich zwischen Begrenzen und Grenzüberschreitung, zwischen Halten und Aushalten, zwischen Schutz anderer Menschen und sich selber schützen. Diese Dilemmata unserer Arbeit, die jeder und jede von Ihnen sicherlich kennt, können, wie Rainer Treptow das macht, auf das Grunddilemma Disziplinierung und Förderung zurückgeführt werden, wobei in der Pädagogik festzustellen ist, dass es immer wieder solche Wenn-Dann-Verknüpfungen gibt, nach dem Motto: Disziplinierung ist okay, wenn es der Förderung dient. Ob das ausreicht, wäre vielleicht ein Punkt, den wir noch diskutieren können.

Grenzen in der Intensivbetreuung finden wir natürlich auch bei den Institutionen selber, die nicht nur eine Grenze zwischen Wohnort und Arbeitsplatz ziehen, ziehen müssen, sondern die, um das große Thema zu benennen, um das es geht, im Spannungsfeld stehen von „totalen Institutionen“, wie Erving Goffman sie genannt hat, und „Orten zum Leben“, einem Konzept von Christian Gaedt, über das heftigst gestritten wurde. Für mich ist dieser Streit oft nicht wirklich nachvollziehbar gewesen. Es gibt ein passendes Zitat aus der Herrmannschlacht von Heinrich von Kleist: „Hättet ihr nur halb so viel als jetzt, einander zu stürzen, euch zu erhalten getan, glücklich noch wäret ihr und frei.“ Wer sich tatsächlich mit dem Konzept „Ort zum Leben“ auseinander gesetzt hat, wird merken, dass es letztendlich darauf hinausläuft, was Kearny und andere über eine Deinstitutionalisierungsstudie in

Norwegen zusammengefasst haben: „It’s not where but how you live.“ Es kommt nicht darauf an, wo ich lebe, sondern wie ich lebe. Sehr salopp ausgedrückt greift diesen Gedanken die IKEA-Werbung auf, die die Frage stellt: „Wohnst du noch oder lebst du schon?“ Und genau um diese Orte zum Leben geht es, diese Orte zu schaffen. Wir müssen uns klar machen, dass diese Orte letztendlich überall sein können. Sie sollten im Herzen der Gemeinschaft sein, aber das ist eine Aufgabe, die letztendlich die gesamte Gesellschaft dann auch betrifft. Dabei müssen wir uns angucken, dass manchmal möglicherweise das Potential der Gemeinde überschätzt wird, diese Orte auch tatsächlich zur Verfügung zu stellen. Die Schaffung dieser humanen Räume, wie Peter Rödler sie nennt, ist dann eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe, wenn sie in ihrer Mitte, in der Mitte der Gesellschaft ankommen sollen. Diese Räume wiederum sind auch, wie wir merken, begrenzt. Diese Grenzen stellen unsere Werte dar und wir sollten über diese Grenzen und die Werte, die diese Räume haben, immer wieder diskutieren. Idealerweise werden diese humanen Räume dann zu Entwicklungsräumen, wobei ich darauf hinweisen möchte, dass Entwicklung nicht etwas ist, was man bezwecken kann, sondern was letztendlich in diesen Räumen ermöglicht wird. Damit das gelingt, kommen wir zum zweiten Kapitel, nämlich dem Kapitel Entgrenzung und ihr Zusammenhang zur Inklusion.

Kapitel 2: Entgrenzung und Inklusion

Ja, was bedeutet überhaupt Entgrenzung? Sehr einfach ausgedrückt, können wir sagen, es bedeutet mit Karl Marx, „alle Verhältnisse umzuwerfen in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes und ein verächtliches Wesen ist.“ Und das ist klar, das ist erst einmal einfach. In der faktischen Umsetzung der letzten Jahrzehnte mussten wir aber feststellen, es ist nicht so einfach wie wir vielleicht oft hoffen. Dabei entsteht nämlich, in dem Moment wo wir diese Verhältnisse umwerfen, eine gewisse Verwirrung, die beispielsweise Habermas als neue Unübersichtlichkeit bezeichnet hat. In Bezug auf die Entgrenzung sagen manche, wie Jerg u.a. z.B.: „Die Aufgabe der Eindeutigkeit ist ein Merkmal der Entgrenzung. Nicht mehr eindeutige Bestimmbarkeit, sondern Offenheit und Unbestimmtes charakterisieren aktuelle soziale Entwicklungen.“ „Entgrenzung ist eine soziale Erfahrung, die einerseits freisetzt, andererseits unsicher und ungewiss macht“ (Dietrich Lange). Und letztendlich bedeutet Entgrenzung, wie Rainer Treptow sagt, einen Diskurs über aktives Grenzen setzen zu führen: Wo sind Grenzen sinnvoll und wo sind Grenzen hinderlich zur Entwicklung? Was hat das jetzt mit Inklusion zu tun? Der Begriff ist ja, wie soll ich sagen, in den letzten Jahren, vielleicht auch in den letzten Jahrzehnten immer stärker verwendet worden. Ich traf durch Zufall auf eine Abbildung, die mich ehrlich gesagt irritiert hat, deshalb zitiere ich sie hier auch nicht. In dieser Abbildung wurden verschiedene Zustände beschrieben, beispielsweise wurde Exklusion folgendermaßen dargestellt, und dann gab es

Integration und noch andere Konzepte. Die Inklusion wurde so dargestellt. In der Vorbereitung auf diesen Vortrag ist mir klargeworden, dass diese Vorstellung von Inklusion mir tatsächlich zu einfach ist. Weil sie blendet letztendlich zwei wesentliche Grenzen aus. Inklusion muss eine Illusion bleiben, wenn der gesellschaftliche Rahmen, das ist, wenn Sie so wollen, die äußere Grenze, nicht berücksichtigt ist, und sie muss eine Illusion bleiben, wenn auch die individuelle Grenze, um die es geht, nicht berücksichtigt wird. Ein Programm, das wiederum Inklusion, glaube ich, schon sehr differenziert, sehr komplex beschreibt, ist das 6-I-Programm von Elisabeth Wacker. Für sie steht Inklusion auf fünf Säulen, die alle mit I anfangen. Da ist die bekannte Integration, die wir alle kennen. Als zweite Säule benennt sie die Infrastruktur, also überhaupt erst das Bereitstellen entsprechender Infrastrukturen, damit Integration ermöglicht wird. Die dritte Säule ist die Information, Bereitstellen von Information und Zugang zu Information. Auf der anderen Seite die Individualisierung als wesentlicher Teil von Inklusion und schließlich, ein Bereich der mich als Psychotherapeut natürlich am meisten interessiert, die Identitätsentwicklung. Auf diesen Bereich, und nur auf diesen Bereich möchte ich mich im Nächsten beziehen, nämlich auf Identitätsentwicklung unter traumatisierenden Bedingungen. Das können die tiefenpsychologischen Kolleginnen und Kollegen sicher viel besser als ich, ich werde das jetzt verhaltenstherapeutisch versuchen, in ganz einfachen Worten auszudrücken. Diese einfachen Worte basieren darauf, dass wir alle ein ICH haben, dieses ICH ist kein Organ, keine Instanz, sondern es ist eine Konstruktion von uns Menschen. Und dieses ICH ist immer auch ein gesellschaftliches ICH, das bedeutet, das ICH im Mittelalter wird vermutlich etwas ganz anderes gewesen sein als das ICH heute, und das ICH in hundert Jahren wird auch wieder etwas ganz anderes sein. Natürlich unterliegt dieses ICH auch Entwicklungen über das Älterwerden, selbst wenn das Neugeborene schon ein ICH hat, wird dieses ICH natürlich ein gänzlich anderes sein, als das eines Erwachsenen. Und dieses ICH verhält sich ein bisschen wie ein Muskel. Wenn wir das ICH nur schonen, in Watte packen, dann kann daraus wahrlich kein starkes ICH werden, es braucht also quasi die Beanspruchung, es braucht die Herausforderung, um an dieser Herausforderung zu wachsen und zu einem starken ICH zu werden. Das Dumme am Leben ist aber, dass es natürlich nicht immer ein optimales Umfeld schafft, nämlich manchmal kippen Herausforderungen und werden zu Überforderungen. Ist auch nicht weiter tragisch, weil jeder von uns hat so was Praktisches wie einen Regenschirm, den wir aufspannen können, wenn wir mal wieder in einer besonders schwierigen Situation sind, und wir schützen uns quasi mit diesem Regenschirm vor den Herausforderungen des Lebens. Ich mag dieses Bild des Regenschirms, weil, wenn die Herausforderungen weg sind, wenn die Wolke vorübergezogen ist, können wir den Schirm auch wieder einklappen, können nach Hause gehen und dort wieder offen und ehrlich dieses ICH zeigen, selbst wenn es im Alltag oder im beruflichen Alltag vielleicht nicht immer so funktioniert. Das Dilemma mancher

Menschen ist nun, dass sie eben nicht nur ab und zu mal Herausforderungen bzw. Überforderungen haben, sondern, dass sie vielleicht in einem Dauerzustand der Überforderungen sind, oder die Herausforderungen und Überforderungen tatsächlich so drastisch sind, dass dieser Regenschirm gar nicht mehr eingeklappt wird. Dann passiert etwas, was sie sich vorstellen können: Die Scharniere rosten irgendwann ein und wenn das so weiter geht, dann wird aus diesem Regenschirm irgendwann vielleicht sogar eine Art Panzer. Das Blöde an diesem Panzer ist nun, dass Menschen auf der Oberfläche dieses Regenschirms ganz anders sein können als darunter. Es kann sogar soweit gehen, dass an der Oberfläche Menschen wie, wenn ich das mal so ausdrücken darf, wie Arschlöcher uns erscheinen und sich vielleicht auch so verhalten und selber auch gar nicht mehr wissen, dass darunter ein verletztes, ein hilfloses, ein überfordertes ICH steckt. Dann passiert etwas, was wir, wenn Sie so wollen, innere Ausgrenzung nennen können, nämlich Menschen grenzen Teile von sich innerlich selbst aus. Dieses Phänomen kennen wir sehr gut von traumatischen Erfahrungen und es wird in vielen Konzepten beschrieben. Ich nehme hier einfach einmal das Konzept der peritraumatischen Dissoziation nach Ellert Nijenhuis, der sich damit beschäftigt hat und der sagt, dass in traumatischen Situationen eben die Persönlichkeit aufgespalten wird in verschiedene Persönlichkeitsanteile. Da gibt es die anscheinend normale Persönlichkeit und es gibt eine emotionale Persönlichkeit mit eben verletzten, hilflosen, oft überforderten Ich-Zuständen. Man kann sich das vielleicht vorstellen wie ein Haus, in dem es Zimmer gibt, die man eben nicht so mag, die man nicht gerne betritt. Dummerweise gibt es nun mal dieses Problem, dass bei manchen Menschen die Türen zu diesen Zimmern spontan aufliegen und sie dann überflutet werden mit emotionalen Erinnerungen an bestimmte Ereignisse, und sie schaffen es nicht, diese Tür wieder zu schließen. Und es gibt auf der anderen Seite Menschen, die wollen diese Türen zu den Räumen öffnen, aber kriegen diese Türen einfach nicht auf, weil sie festsitzen. Leider bleibt ohne Integration der traumatischen Erfahrung diese Dissoziation oft weiter fortbestehen. Dieser Gedanke der Ausgrenzung von Ich-Zuständen ermöglicht uns das bessere Verstehen, weil es ein Schutzmechanismus ist. Und dieses Verstehen ermöglicht uns auch das Verändern. Da gefällt mir das Konzept von Luise Reddemann sehr gut, die darauf hinweist, dass bei traumatischen Erfahrungen Stabilisieren, Stabilisieren, Stabilisieren, Stabilisieren, Stabilisieren der wesentliche Inhalt von Traumatherapie ist und genau *das* leisten Sie ja ganz oft in ihrem Alltag. Wir grenzen also nicht nur in bestimmten Situationen Ich-Zustände, Teile unserer Persönlichkeit aus, sondern wir grenzen in der Folge ganz oft auch Emotionen aus. Verzeihen Sie bitte, wenn ich so begeistert jetzt über Emotionen rede, in der Verhaltenstherapie waren die immer ziemlich untergeordnet und erst in den letzten Jahren wird dieses tolle Feld entdeckt von Verhaltenstherapeuten. Deswegen spüren Sie jetzt vielleicht eine Begeisterung, die Sie schon längst selber entdeckt haben. Beispielsweise

bei der Freude, Freude empfinden wir ja immer dann, wenn wir etwas bekommen, und ich muss immer wieder feststellen, leider, dass manche Menschen diese Freude ausgrenzen. Das ist natürlich bedauerlich, weil letztendlich durch das Ausgrenzen dieser Freude wir nicht mehr würdigen können, was wir in unserer Arbeit tagtäglich als Geschenk bekommen, nämlich Sinnhaftigkeit in der Arbeit für andere Menschen mit anderen Menschen, und das ist letztendlich die größte Freude, die es gibt. Der Beistand, den ich mir vorstellen kann für Menschen, die ihre Freude ausgrenzen, ist logischerweise der Humor und es wird auch noch etwas in dieser Richtung nachher geben, keine Sorge. Als zweites Gefühl die Trauer, die der Freude so etwas entgegensteht, die wir immer dann empfinden, wenn wir in irgendeiner Weise etwas verlieren, nicht nur ein Spielzeug oder einen Menschen, auch Immaterielles, das wir verlieren, die Hoffnung vielleicht. Wenn wir die Trauer ausgrenzen, dann verhindern wir damit die Nutzung von Potentialen, Verlust zu bewältigen. Etwas salopp drücke ich das gern so aus, der liebe Gott hat uns die Trauer ja nicht zum Spaß geschenkt, sie hat einen Sinn, und diesen Sinn, den dürfen wir immer auch wieder nutzen. Der Beistand zur Nutzung von Trauer sind für mich, glaube ich, Konzepte, wie die Kunst des Scheiterns. Bewusst die *Kunst* des Scheiterns, weil Scheitern nicht schön ist, aber trotzdem eine ästhetische Qualität gewinnen kann, wenn wir uns damit intensiv auseinandersetzen. Ausgrenzen von Angst, auch das ist immer wieder festzustellen. Letztendlich müssen wir uns klar machen, dass wir Menschen schon längst ausgestorben wären, wenn wir die Angst nicht hätten, insofern verhindert das Ausgrenzen von Angst Schutz, liefert uns Gefahren aus. Ich war letztes mit meiner Tochter in einem Kindergottesdienst und es ging um Emotionen, ich wurde hellhörig. Es wurde über Freude geredet, über Trauer, über Angst, ich war schon richtig begeistert, und dann war Schluss. Das habe ich natürlich zutiefst bedauert, weil, es kommt ja noch was, die Wut, und Wut ist genauso wie Angst eine Schutzemotion, die uns hilft, uns zu schützen. Wenn wir Wut ausgrenzen, dann behindern wir damit unsere eigene Abgrenzung, wir behindern damit Weiterentwicklung und wir ermöglichen möglicherweise unsere eigene Ausbeutung. Und, ob Sie es glauben oder nicht, nicht nur in kirchlichen Einrichtungen ist es spannend festzustellen, dass besonders Wut eine Emotion ist, die immer wieder von Professionellen ausgegrenzt wird, so nach dem Motto: Ein guter Professioneller kennt keine Wut. Dabei gilt der Lehrsatz, und den können Sie genauso gut für sich selbst anwenden wie für die Menschen, die Ihnen anvertraut sind, dass letztendlich nicht die Emotion die Entscheidende ist, die ein Mensch am meisten zeigt (weil zu der hat er ja Zugang, deren Potential nutzt er schon, vielleicht nicht immer sozialverträglich), sondern das problematische oder das wichtige Gefühl eines Menschen ist das, was er am wenigsten zeigt. Wenn Sie Lust haben, denken Sie doch selber mal drüber nach, in den letzten Wochen oder Monaten, welche dieser Emotionen haben Sie am wenigsten gezeigt und dann warum?

Bei der Arbeit mit Emotionen stelle ich immer wieder fest, dass solche Sätze fallen wie: „Ich muss meine Emotionen kontrollieren.“ Dieser Satz der Emotionskontrolle ist für mich mittlerweile ein Mythos. Ich glaube, es ist eine Illusion zu denken, dass wir unsere Emotionen tatsächlich kontrollieren können, weil das würde ja bedeuten, es gebe eine Instanz, die die Macht hat, unsere Emotionen zu kontrollieren. Meine Erfahrung ist, dass es ganz anders ist. Daher mag ich das Wort der Regulation weit mehr als das der Kontrolle. Wir regulieren unsere Emotionen, nicht wir kontrollieren sie. Weil der paradoxe Effekt von Emotionen ist, dass offensichtlich je mehr wir versuchen, sie zu kontrollieren, umso drängender werden sie. Alle meine Angstpatienten, die zu mir kommen, haben schon Jahre versucht, ihre Angst zu kontrollieren - allerdings ohne Erfolg. Dabei findet eine Art Widerstreit statt von Kognition und Emotion. Für die Neurofreaks unter uns kann man das etwas salopp ausdrücken als Widerstreit zwischen dem kühlen Hippocampus und der heißen Amygdala. Sie können sich das vielleicht so richtig lebhaft vorstellen, was da passiert. Dieser Widerstreit ist für mich am besten zu fassen durch das Bild von Reiter und Pferd, wobei ich eben davon ausgehe, dass das Pferd immer gewinnt, weil es einfach der Stärkere ist. Und das ist in unserem Falle die Amygdala, die Emotionen. Der Reiter kann natürlich dieses Pferd peitschen und er kann versuchen, es mit aller Gewalt in eine bestimmte Richtung zu zwingen, und vielleicht macht das Pferd es auch ein bisschen mit, weil es grundsätzlich sehr wohlwollend ist, aber wir werden auf Dauer nicht wirklich Freude damit haben. Bei diesem Widerstreit zwischen Kognition, zwischen Verstand und Gefühl, ist es wichtig, nett zu sich selbst zu sein, ist es wichtig, einen Dialog zu suchen mit den eigenen Emotionen, in Kontakt mit den eigenen Emotionen zu bleiben, zuzulassen, dass sie manchmal etwas rechts und links vom Weg abweichen, ohne dass das dramatisch ist. So werden wir den Weg, glaube ich, schon viel besser bewältigen. Es braucht also auch hier wieder einen Raum, in dem Emotionen validiert, d.h. für Wahr genommen, und, ich betone, sozialverträglich, was auch immer das heißt, gelebt und geteilt werden können mit anderen Menschen.

Diese Räume werden - und das ist jetzt ein kleiner Exkurs - leider immer weniger. Das liegt oft auch an den Institutionen, weil diese Institutionen sind ja nicht Orte des Friedens, jenseits aller gesellschaftlicher Entwicklung, sondern wir finden in den Institutionen der Behindertenhilfe ganz oft das, was in der Gesellschaft schon längst da ist. Pierre Bourdieu nennt das die „Institutionalisierung von Unsicherheit“. Er führt dies zurück auf die neoliberalen Zeiten, in denen wir uns befinden. Dabei müssen wir uns klar machen, dass die Ökonomisierung, über die immer wieder gesprochen wird, ja nicht erst seit den letzten paar Jahren besteht, seit der Deckelung des BSHG, sondern wir mit Ökonomisierung in der Behindertenhilfe eigentlich seit ihrem Beginn zu tun haben, nämlich seit dem Versuch, Menschen institutionalisiert zu versorgen. In der heutigen Zeit, in neoliberalen Zeiten, erinnert uns Bourdieu an die desintegrative Wirkung der Ökonomie des Geldes. Geld trennt

Menschen. Er fordert eine Ökonomie des Glücks, die alle Kosten des Leidens, aber auch die Gewinne aus Erfüllung und Selbstverwirklichung berücksichtigt. Diese Ökonomie des Glücks im Sinne von Bourdieu würde manchmal vielleicht zu anderen Ergebnissen führen. Die Lektüre von Bourdieu ist deshalb spannend, weil er sich nicht explizit mit der Behindertenhilfe beschäftigt, trotzdem kann man ein paar ganz spannende Punkte übertragen. Z.B. beschäftigt er sich intensiv mit dem Problem der Konkurrenz. Es gibt diesen tollen Spruch „Konkurrenz belebt das Geschäft“ - aber tatsächlich führt Konkurrenz ja zu was ganz anderem. Konkurrenz führt zur Angleichung, sie ist innovationshemmend und, wenn Sie durch Ihre Fußgängerzone laufen in Ihrer Stadt, werden Sie feststellen, dass die Geschäfte letztendlich immer stärker sich angleichen, weil nämlich Innovation häufig ein Risiko darstellt, was wir nicht mehr bereit sind einzugehen. Konkurrenz kann ich vielleicht auch an einem Witz kurz erklären, einem Witz, der gar nicht witzig ist. Stellen Sie sich mal zwei Manager vor, die in Afrika auf Safari sind (die, die den jetzt schon kennen, weil ich den an anderer Gelegenheit natürlich schon verwendet habe, bitte ich vielmals um Entschuldigung). Zwei Manager sind in Afrika auf Safari und sie gönnen sich so eine Exkursion mit einem eingeborenen Führer, es geht also so richtig in die Savanne und auf einmal hört man ganz dumpfes Trommeln und, das ist die rassistische Komponente dieses Witzes, der farbige Führer erleicht und ist weg. Beim Wegrennen ruft er den beiden Managern noch zu: „Macht Euer Testament, der wildeste Löwe kommt auf Euch zu, Ihr habt keine Chance zu überleben.“ Die beiden Manager sind natürlich ratlos, verzweifelt, auf einmal macht der eine seinen Rucksack auf und holt ein Paar Laufschuhe raus, zieht sie sich an. Der andere schaut ihn verdutzt an und sagt: „Mensch, warum ziehst du dir denn jetzt Laufschuhe an, der hat doch gesagt, es bringt nichts, wegzulaufen.“ Daraufhin sagt der andere: „Ich will ja gar nicht dem Löwen weglaufen, es reicht ja, wenn ich schneller laufe als du“. Das ist das Thema der Konkurrenz: Es kommt nicht darauf an, gut zu sein, es kommt immer nur darauf an, etwas besser zu sein als mein Nachbar. Dieses Thema ist natürlich für unsere Arbeit so gefährlich, weil wir verlernen darüber tatsächlich das „Gut sein“.

Bourdieu hat noch zwei interessante Namen, die ich hier einfach noch kurz erwähnen möchte, er spricht zunächst über den Kleinadel. Der Kleinadel, das sind die „beherrschten Herrscher“. Auf uns übertragen ist das oft, so kann ich das jetzt mal sagen, vielleicht die mittlere Leitungsebene, das sind die, die nach oben extremen Druck auszuhalten haben, weil sie im Rahmen dieser Umstrukturierungsmaßnahmen sehr viel Verantwortung bekommen haben für umgerechnet 40 Euro netto mehr im Monat, und die versuchen eben diesen Druck nach unten weiterzugeben. Vielleicht können Sie das Wort „Kleinadel“ mal mitnehmen und bei Gelegenheit verwenden. Und er beschäftigt sich noch mit etwas anderem, das nennt er die „linke Hand des Staates“. Die linke Hand des Staates, damit meint er letztendlich pädagogische und therapeutische Institutionen, die versuchen, den Laden irgendwie aufrecht

zu erhalten. Die rechte Hand des Staates, klar, das sind die Instanzen Polizei und so weiter. Vielleicht können Sie, wenn Sie in Fachdiensten tätig sind, immer wieder mit reflektieren, ob Sie im Augenblick gerade wieder mal die linke Hand des Staates sind. Warum tun Sie das? Tun Sie das tatsächlich aus Motiven der Humanität heraus? Oder tun Sie es, weil der Laden irgendwie am Laufen gehalten werden muss? Das letzte Zitat von Pierre Bourdieu ist ein schöner Hinweis darauf, dass Gewalt nie verloren geht: „Die strukturelle Gewalt, die von den Finanzmärkten ausgeübt wird, der Zwang zu Entlassungen und die tiefgreifende Verunsicherung der Lebensverhältnisse, schlägt auf lange Sicht als Selbstmord, Straffälligkeit, Drogenmissbrauch und Alkoholismus zurück in all den kleinen und großen Gewalttätigkeiten des Alltags.“ D.h. da, wo Gewalt in Institutionen gelebt wird, nicht nur zwischen Professionellen und anvertrauten Menschen, auch zwischen Professionellen, Vorgesetzten bis hin zu Vorständen hinein, ist die große Gefahr, dass diese Gewalt nicht verschwindet oder sich in Luft auflöst, sondern sie lebt in den Beziehungen, die in dieser Institution erlebt werden, fort. Leider gibt es bei allem Bemühen um Deinstitutionalisierung immer noch viel zu wenig Anreize für Institutionen, sich selber tatsächlich aufzulösen. Vielmehr geht es darum, sich zu defragmentieren, teile und herrsche als Stichwort, und es entstehen Konzerne, die kaum noch überschaubar sind, die ihre Fühler bis ins Ausland hinein ausstrecken. Ich bin mir nicht sicher, ob das tatsächlich mit Deinstitutionalisierung gemeint ist. An manche Institutionen muss man vielleicht, und das hat jetzt ein bisschen was Polemisches, bitte entschuldigen Sie mir, ein kanadisches Straßenschild an die Wand hängen: „Vision limited“, übersetzt könnte man sagen: „Vision beschränkt“. OK, Polemik. Kommen wir zum dritten Kapitel.

Kapitel 3: Auf der Grenze balancieren

Wie können wir jetzt mit diesen ganzen Grenzen, die wir errichtet haben in den letzten Jahrzehnten, Jahrhunderten, und dem Versuch der Entgrenzung, wie können wir damit letztendlich umgehen. Der Vorschlag, den ich gerne machen möchte, ist: Auf der Grenze balancieren lernen. Dahinter steckt die sicherlich schon alte Erkenntnis, soziale Arbeit ist immer eine Arbeit mit und in Widersprüchen. Dies bedeutet Abschied nehmen von einfachen Lösungen oder vom Erfolgsrezeptdenken, wie Theo Klaus es genannt hat. Schön drückt diese Widersprüchlichkeit ein Comic aus, der die Überlegenheit des Menschen gegenüber dem PC für mindestens noch die nächsten 10 Jahre sicherstellt, weil die künstliche Intelligenz wird bei folgendem Comic versagen: „Du schwarz! - Ich weiß!“ Die Pointe wird Ihrem Computer zuhause verborgen bleiben, er wird mit einem Systemabsturz reagieren. Das Schöne daran ist, es geht nicht um schwarz *oder* weiß, es geht nicht um entweder - oder, es geht um ein verbindendes sowohl-als-auch. Diese Verbindungen stellen letztendlich Brücken - wie auf diesem Foto - dar. Für die Insider, die werden sofort wissen, um welche

Brücke es sich handelt, es ist die Brücke „Der zwei Ufer“, die Kehl und Straßburg miteinander verbindet und damit zwei Länder, die sich wahrscheinlich Jahrhunderte lang bis aufs Bitterste bekriegt haben. Das Bild der Brücke ist letztendlich die Verbindung zwischen zwei Widersprüchen.

Ein Bild, das mir geholfen hat, mich in der Vielfalt an unterschiedlichen Ansätzen zurechtzufinden, ist das Bild der Attraktorlandschaft. Es stammt aus der Chaostheorie und ist sicherlich viel viel komplexer als ich es jetzt hier vorzustellen vermag. Ich schaffe es letztendlich nur, dieses Bild zweidimensional als eine Berg- und Tallandschaft zu zeichnen. Stellen Sie sich vor, Systeme sind nichts anderes als Kugeln, die sich in dieser Landschaft bewegen. Auch ein Mensch kann nichts anderes als ein System sein, das wie eine Kugel in einem Tal sein kann, nennen wir dies Zustand 1. Wie können wir diese Kugel beschreiben: Sie ist in diesem Tal irgendwie sicher, sie ist geschützt, sie ist stabil in diesem Tal, aber vielleicht auch ein bisschen unflexibel. Wir können uns auf der anderen Seite eine Kugel vorstellen oben auf dem Berg und diesen Zustand 2 beschreiben als einen sehr freien Zustand, als einen flexiblen Zustand mit unbegrenzten Möglichkeiten, wo die Kugel hin rollen kann, aber sicherlich auch als einen sehr instabilen Zustand. Anhand dieses Bildes kann man nicht nur diese beiden Pole, nämlich sicher und frei, beschreiben als Ausprägungen von unterschiedlichen Systemzuständen, unterschiedlichen Freiheitsphasen, sondern man kann auch zwei grundsätzliche Probleme von Veränderungsprojekten beschreiben: Stellen Sie sich vor, Veränderung bedeutet nichts anderes, als die Kugel aus Zustand 1 in einen anderen Zustand zu bewegen, von dem wir glauben, er sei irgendwie besser. Dann müssen Sie immer einen Berg überwinden und das Überwinden dieses Berges wird immer mit Anstrengung verbunden sein. Und, als zweite Erkenntnis, immer dann, wenn Sie diesen Berg überwinden, werden Sie eine Phase der Verunsicherung durchlaufen. Das ist da oben auf der Bergspitze, wo Sie zurück gucken und überlegen, ach wollte ich überhaupt wirklich dahin. Wo es sein kann, dass Sie auch Abschied nehmen von dem gezielten Weg Richtung Zustand 2 und diese Kugel vielleicht sogar in eine ganz andere Richtung, in ein ganz anderes Tal, rollt.

D.h. ein Spannungsfeld, das sich daraus ableiten lässt, ist das Spannungsfeld von Sicherheit und Freiheit. Wenn man Professionelle befragt, was gibt ihnen Sicherheit, wird so was genannt wie: Erfahrung, Wissen, Kollegen, Klarheit, Verlässlichkeit aber auch Rituale, Selbstvertrauen. Befragt hinsichtlich Freiheit, werden Professionelle antworten: Selbstbestimmung, Selbständigkeit, Mitentscheidungsmöglichkeiten, eigene Ideen verwirklichen können, gestalten können, Kreativität, Spontaneität, Lachen, aber auch Nein sagen können und dürfen, als Ausdruck von Freiheit.

Dieses Spannungsfeld von Freiheit und Sicherheit lässt sich sicherlich auf Menschen mit herausforderndem Verhalten übertragen und wir bekommen eine Art Vierfelderschema: Was

ist das Problem von Menschen, die zu wenig Sicherheit haben? Das sind Menschen, die häufig unter Ängsten leiden, unter bestimmten Zwängen, aber auch traumatisierte Menschen, die zu wenig Sicherheit haben. Das Problem von Menschen mit zu viel Freiheit mag sein so was wie emotionale Instabilität, aber auch antisoziale Züge, Formen der Schizophrenie, aber auch Überforderung und Grenzenlosigkeit. Das Problem von Menschen mit zu wenig Freiheit könnte dann sein: Oppositionelles Verhalten, das Sprengen von Grenzen, das Rebellieren. Am meisten habe ich darüber nachdenken müssen, was ist das Problem von Menschen mit zu viel Sicherheit? Für mich sind das bestimmte Formen von Depressionen. Nämlich die Gewissheit (ein Mensch, der sicher weiß), ein wichtiger Mensch ist tot oder weg. Oder auch eben Formen von Überbehütung und Passivität als Problem von Menschen mit zu viel Sicherheit.

Natürlich, und das ist der Reiz an diesem Spannungsfeld, kann man dieses Spannungsfeld auch auf die Professionellen übertragen, und sie können sich selber positionieren, wo stehen Sie? Ich mache das jetzt natürlich in einer sehr plakativen und sehr reduzierten Form, nämlich, wie kann man Professionelle nennen, mit zu wenig Sicherheit? Für mich sind das die Ich-AGs. Die Ich-AG ist für mich zu Recht von der Deutschen Gesellschaft für Sprache zum Unwort des Jahres, ich weiß gar nicht mehr, 2002 oder so, gekürt worden. Das Problem dieser Professionellen ist: Sie haben wahrscheinlich eine sehr gute Ausbildung und hecheln von einem befristeten Vertrag zum nächsten, immer wieder wird ihnen abverlangt, Beziehungsarbeit zu leisten, sich einzulassen auf diese Arbeit, bis eben die Befristung ausläuft und sie sich etwas Neues suchen müssen. Wir haben Professionelle, deren Problem zuviel Freiheit ist, es sind salopp ausgedrückt die Romantikerinnen und Romantiker à la Erich Kästners Spruch: „Es gibt nichts Gutes, außer man tut es!“ Diese hetzen jetzt von einer guten Tat zur nächsten und erleben dabei im Grunde genommen eine Art haltlosen Zustand. Das Problem der Professionellen mit zu wenig Freiheit, das finden wir bei den Revolutionärinnen und Revolutionären, die mit Ché Guevara die Position vertreten, „sein wir realistisch, fordern wir das Unmögliche“. Zu guter Letzt auch hier vielleicht wieder etwas platzreduziert, das Problem von Professionellen mit zu viel Sicherheit: Die Beamtin, der Beamte, für die letztendlich Heiner Müllers Spruch gilt: „Erfahrung kann nur blind machen!“ Ja, diese Arbeit in Spannungsfeldern wollen Christina Heinrich und ich später auch noch in einem Workshop vorstellen, hier einfach nur genannt: Es geht in dieser Arbeit darum, den Augenblick zu fokussieren, das, was in einem Moment gegeben ist und was nicht. Diese Arbeit in Spannungsfeldern versucht, die Dynamik dieses Augenblicks besser zu verstehen, und fokussiert dabei den einzelnen Menschen, der wir selbst als Professionelle sein können, mit seinen Bedürfnissen, mit seinem Umfeld, mit seinen Ressourcen, aber auch den Herausforderungen. Es geht darum, die Fülle an Informationen und Wissen zu reduzieren, um handlungsfähig zu bleiben. Es gibt eine Reihe an Spannungsfeldern, die Sie betrachten

können neben dem von Sicherheit und Freiheit, vielleicht noch das Spannungsfeld von Beziehung und Struktur, als den beiden Königswegen der Pädagogik, mit denen versucht wird, Sicherheit, aber genauso gut Freiheit zu vermitteln. Als nächstes Spannungsfeld das Spannungsfeld von Verstehen und Verändern, als zwei grundsätzlich verschiedene Prozesse, die beide nicht in Eins fallen, sondern letztendlich gegeneinander stehen. Vielleicht noch das Spannungsfeld von Ich und Du, von einer individualistischen und einer systemischen Betrachtungsweise. Das Spannungsfeld von Emotion und Kognition hatte ich schon und vielleicht fallen Ihnen noch andere Spannungsfelder ein. Diese Spannungsfelder, diese Arbeit mit Spannungsfeldern, führt zu etwas Neuem, was wir versuchen und was Sie selber sicherlich auch schon im Alltag oft probiert haben: Sie führt hinein in das Ausbalancieren als einer ganz eigenen Kompetenz. Ein französischer Fotograf, Gilbert Garcin, drückt dieses Ausbalancieren finde ich, sehr schön aus - Entschuldigung... - nämlich dieses Ausbalancieren bedeutet dann, sich an alte analytische Prinzipien zu erinnern: Bindung ohne Autonomie bedeutet Dependenz, Abhängigkeit. Und auf der andere Seite: Autonomie ohne Bindung bedeutet Isolation. In diesem Sinne: Sicherheit ohne Freiheit bedeutet Gefangenschaft und, tja, was bedeutet Freiheit ohne Sicherheit? Hören wir dazu kurz Janis Joplin: „Freedom is just another word for nothing left to lose...“ Freiheit ist bloß ein anderes Wort dafür, nichts mehr zu verlieren zu haben. Ja, das wird dann zu einer Metastrategie, wie Thomas Heidenreich das nennt, zu einer ganz eigenen Art der Kompetenz, dieses Ausbalancieren. Und jetzt kommt der französische Fotograf, den ich eben schon meinte. Gilbert Garcin drückt das in sehr stilisierten Fotos, finde ich, schön aus: Da taucht er selber als alter Mann auf, wie er versucht, als Seiltänzer diese Balance zu halten.

Sie können das im Übrigen selber ausprobieren. Was sie dazu brauchen, für dieses Ausbalancieren. Wir haben alle das nötige Handwerkszeug dafür in uns drin: Wir brauchen eine Art innere Beobachterin, einen inneren Beobachter, der uns immer wieder rückmeldet, wo stehen wir denn. Und diese innere Beobachterin, diesen inneren Beobachter den vergessen wir manchmal, weil er im Alltag untergeht. Aber sie können selber Kontakt zu diesem inneren Beobachter, dieser inneren Beobachterin aufnehmen durch eine einfache Übung: Ich werde gleich ein akustisches Signal geben, ich werde schnipsen, und ich bitte Sie, darauf zu achten, was der erste Gedanke sein wird, den Sie fassen können, nachdem ich geschnipst habe. Sie werden jetzt schon gleich damit anfangen, darüber nachzudenken, was könnte das denn sein, aber das bringt ja alles gar nichts, weil ich hab ja noch nicht geschnipst und deswegen merken Sie, dass Sie schon in so einem gedanklichen Flussbett sind, aber gucken wir mal, was passiert. (Schnipp) Vielleicht haben Sie sich darüber gewundert, über den Laut oder das Geräusch an sich, vielleicht haben Sie über mich oder den Vortrag nachdenken müssen? Sie sind in der Lage, selbst zu beobachten welche

Gedanken da sind. Und dieses Beobachten, dieses Beobachten unserer eigenen Gedanken, hilft uns dabei, die ganz unterschiedlichen Spannungsfelder auszubalancieren.

Noch etwas anderes hilft uns dabei und das können wir mit Michel Foucault als die Praxis der Freiheit bezeichnen. Für Foucault ist diese Praxis der Freiheit eingebunden in eine Ästhetik der Existenz. Für ihn geht es darum, dass wir nicht einfach normiert unser Leben leben, sondern dass wir versuchen, von der Norm zur Form zu kommen, dass wir versuchen, unserem Leben eine ästhetische Dimension, eine Qualität zu geben, die eben nicht in der reinen Anpassung zu finden ist, und dass wir versuchen, uns auch in dieser Form ständig weiter zu entwickeln, zu transformieren. Dabei stehen wir uns manchmal selbst im Wege, wenn wir vergessen, dass wir letztendlich immer frei sind, Entscheidungen zu vollziehen. Wilhelm Schmid, der Michel Foucault in Deutschland, ich sag mal, übersetzt und auch eingeführt hat, drückt es so aus: „Denn es gibt keine Freiheit ‚an sich‘, sondern nur eine Praxis der Freiheit und eine Einübung in die Freiheit. (...) Freiheit ist eine Form, die man seinem Leben gibt, und die mögliche Transformation (also Veränderung, J.G.): Freiheit nicht nur als ein Recht, sondern als ein Können“, an dem wir selbst und auch für die uns anvertrauten Menschen arbeiten können. Sabine Schäper hat in ihrer Dissertation diese Praxis der Freiheit übertragen - und ich bitte das sehr lange Zitat zu entschuldigen: „Empowerment als Praxis der Freiheit würde (...) bedeuten, sehr konkret diejenigen Praktiken der Ausübung von Freiheit zu benennen, die behinderten Menschen ein Höchstmaß an Teilhabe am Leben der Gemeinschaft eröffnen, die Ausgrenzungen nicht nur äußerlich beenden, sondern Spaltungen zwischen drinnen und draußen, zwischen der Depressivität einer fatalistischen Ergebung und der als Großartigkeit getarnten Leugnung von Leiden und Grenzen zwischen stationär und ambulant, zwischen behindert und nichtbehindert mehr und mehr auflösen. Als Praxis der Freiheit wäre Empowerment gezeichnet durch eine kritische Haltung gegenüber jeglicher Normierung und alle Versuche, behinderte Menschen möglichst passgenau in Systeme von Betreuungsplanung und Dokumentation zu zwängen.“

Diese Praxis der Freiheit ist, wenn Sie so wollen, ein Kind von Foucault und Foucault ist wiederum ein Kind seiner Zeit, und es wundert mich nicht, dass er von einer Praxis der *Freiheit* spricht. Vielleicht haben sich die Zeiten aber geändert und vielleicht müssten wir uns mehr Gedanken über das dialektische Gegenteil machen, das wir hier eine „Praxis der Sicherheit“ nennen können. Die Vielfalt an Wahlmöglichkeiten, die wir heute haben, macht es wichtig, dass wir Verpflichtungen eingehen. Eins meiner englischen Lieblingsworte ist „commitment“, die Verpflichtung und das Engagement, dass wir uns für eine Wahl entscheiden, für den einen Menschen und gegen die vielen Alternativen, die es gibt. D.h. die Kompetenz, die wir heute brauchen, ist eine Art von Selbstbegrenzung. Sie ist eine notwendige Kompetenz in dem, was Heiner Keupp „fluide Gesellschaft“ oder was der

polnische Philosoph Zygmunt Baumann „flüchtige Zeiten“ nennt. Aus dieser Selbstbegrenzung wird im pädagogischen Kontext leider als zu oft wieder eine Begrenzung anderer. Die Selbstbegrenzung ist die Herausforderung an die Menschen, „die für das eigene ‚gute Leben‘ notwendigen Grenzmarkierungen zu setzen. (...) Letztlich kommt es darauf an, das Subjekte lernen müssen, ihre eigenen Grenzen zu finden und zu ziehen auf der Ebene der Identität, der Werte, der sozialen Beziehungen und der kollektiven Einbettung“ (Heiner Keupp). Dann geht es darum, in dieser Selbstbegrenzung nicht über das Ziel hinauszuschießen und einfache Sicherheiten zu suchen, sondern in dieser Sicherheit Vielfalt zuzulassen - statt Rückzug - und die Potentiale, die das Leben bietet, zu nutzen. Denn, um das Zitat von Wilhelm Schmid zu übertragen: „Es gibt keine Sicherheit ‚an sich‘, sondern nur eine Praxis der Sicherheit und eine Einübung in Sicherheit.“ Dies ist keine Frage der Anwendung von Techniken, wie uns oft in De-Eskalationsprogrammen suggeriert wird, sondern es ist eine Haltung!

Letztendlich sollte der Sinn von Freiheit sein, Sicherheit zu schaffen, so wie der Sinn von Sicherheit darin bestehen sollte, nicht sich selbst immer weiter zu zementieren, sondern die Möglichkeit zur Nutzung von Freiheit zu erweitern.

Und damit bin ich auch schon fast am Ende. Mein Job war es, Sie einzustimmen auf diese Fachtagung, ich habe versucht zu zeigen, dass die vielen sicht- und unsichtbaren Mauern um uns herum aus gesetzten Steinen bestehen, die uns manchmal wie der natürliche Stein erscheinen, die aber sehr wohl veränderlich sind. Vielleicht können wir diese Tagung nutzen, um die Mauern besser zu verstehen, und wie wir da, wo es uns sinnvoll erscheint, einzelne Steine abbauen, und da, wo es uns sinnvoll erscheint, neue Steine setzen können, damit Räume entstehen, die unser Denken, Fühlen und Handeln, aber auch des Denken, Fühlen und Handeln der uns anvertrauten Menschen, erweitert werden, ohne das wir uns und die Orientierung in diesen Räumen verlieren. Jemand, den ich leider nicht zitieren kann, hat mal gesagt: „Glück findet nur, wer bereit ist, den bekannten Weg zu verlassen.“ In ähnlicher Weise würde ich gerne sagen: Nur wenn wir Sicherheit finden, werden wir die größte Freiheit für uns nutzen können, nämlich sich selbst und den eigenen Beitrag an Ausgrenzung, Begrenzung und Entgrenzung in Frage zu stellen.

Ich wünsche uns viel Mut dazu und viele Ideen und Anregungen auf dieser Tagung. Das Schlusswort soll wieder Pink Floyd haben, lassen Sie sich überraschen. (...) Damit endet der erste Teil von „The Wall“. Hier geht es auch weiter und zwar mit der sehr geschätzten und verehrten Kollegin Anne Sand. Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

Literaturhinweise

Baumann, Z. (2008). Flüchtige Zeiten. Leben in der Ungewissheit. Hamburg: Hamburger Edition.

- Bourdieu, P. (2004). *Gegenfeuer*. Konstanz: UVK.
- Elbing, U. & Glasenapp, J. (2005). Persönlichkeits-, Beziehungs- und systemische Diagnostik. In B. Stahl & D. Irblich (Hrsg.), *Diagnostik bei Menschen mit geistiger Behinderung. Ein interdisziplinäres Handbuch* (S. 91-112). Göttingen: Hogrefe.
- Glasenapp, J. (2003). Wenn die Beziehung ins Wanken gerät. *Orientierung*, 2003 (3), 19-21.
- Glasenapp, J. (2006). *Grenzenlossetzenunderfahrenserweiterer*.
IntensivgruppenmitarbeiterInnen und ihre Grenzen oder IntensivgruppenmitarbeiterInnen – ein "unmöglicher" Beruf. Vortrag gehalten auf der Fachtagung „Grenzgänger“ – Eine Herausforderung. Die Zukunft der Intensivbetreuung von geistig behinderten Menschen mit schweren psychischen Störungen, am 05.05.2006 in der Ev. Stiftung Neuerkerode.
Verfügbar unter: www.therapie-und-beratung.de
- Glasenapp, J. (2010). *Deinstitutionalisieren im Spannungsfeld von Sicherheit und Freiheit. Eine explorative Untersuchung zu den differenzierten Auswirkungen eines Deinstitutionalisierungsprozesses in der Behindertenhilfe auf die Menschen, die in der Institution leben und arbeiten*. Dissertation, vorgelegt an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg.
- Glasenapp, J. & Elbing, U. (2007). Tal, Berg und Kugel. Menschen mit Verhaltensauffälligkeiten und Professionelle im Spannungsfeld von Sicherheit und Freiheit. *Orientierung*, 2007 (2), 9-12.
- Glasenapp, J. & Kirsten, N. (2002). Gewalt im Leben von Menschen mit geistiger Behinderung – ein Überblick. *Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis*, 34, 33-42.
- Glasenapp, J. & Schweizer, A. (2005). Fragen an Menschen mit Behinderungen. In B. Pfeil u.a. (Hrsg.), *Ich diene mir selbst. Selbstbestimmung und Teilhabe* (S. 49-61). Freiburg: Lambertus.
- Glasenapp, J., Schwitzer, D. & Hönig, T. (2004). "Ampelprogramm für Schwierigkeiten im Umgang mit Bewohnerinnen und Bewohnern". Ein Beispiel für eine einrichtungsinterne Krisenintervention aus der Stiftung Haus Lindenhof, Schwäbisch Gmünd. In E. Wüllenweber & G. Theunissen (Hrsg.), *Handbuch Krisenintervention, Band II: Methoden und Konzepte bei Menschen mit geistiger Behinderung. Ein Praxisbegleiter* (S. 255-262). Stuttgart: Kohlhammer.
- Heidenreich, T. (2008). Balance von Akzeptanz und Veränderung als zentrale therapeutische Kompetenz. Vortrag gehalten auf den Stuttgarter Therapietagen am 26.09.2008, Stuttgart.
- Kearney, C., Durand, V.M. & Mindell, J.A. (1995). It's not where but how you live: Choice and adaptive/maladaptive behavior in persons with severe handicaps. *Journal of Developmental and Physical Disabilities*, 7/1995, 11-24.

- Keupp, H. (2006). Von der (Un-)möglichkeit, erwachsen zu werden - eine Empowerment-Perspektive. In H.-P. Färber, W. Lipps & T. Seyfarth (Hrsg.). Vom Abenteuer, erwachsen zu werden (S. 7-37). Tübingen: Attempo-Verlag.
- Pfeil, B., Glasenapp, J. & Svoboda, F. (2007). Intensivgruppen in der Stiftung Haus Lindenhof. Entwicklungen und Erfahrungen im Modellversuch „Therapeutische Wohngruppen“. In F. Dieckmann & G. Haas (Hrsg.). Beratende und therapeutische Dienste für Menschen mit geistiger Behinderung und herausforderndem Verhalten (S. 140-160). Stuttgart: Kohlhammer.
- Rödler, P. (2000). Geistig behindert: Menschen, lebenslang auf Hilfe anderer angewiesen? Grundlagen einer basalen Pädagogik (2. Aufl.). Neuwied: Luchterhand.
- Schäper, S. (2006). Ökonomisierung in der Behindertenhilfe. Praktisch-theologische Rekonstruktionen und Erkundungen zu den Ambivalenzen eines diakonischen Praxisfeldes. Berlin: Lit.
- Schmid, W. (1991). Auf der Suche nach einer neuen Lebenskunst. Die Frage nach dem Grund und die Neubegründung der Ethik bei Foucault. Frankfurt: Suhrkamp.
- Schweizer, A. & Glasenapp, J. (2002). Lebens- (Qualitäts-) Management. In A. Lenz & W. Stark (Hrsg.), Empowerment. Neue Perspektiven für psychosoziale Praxis und Organisation (S. 203-212). Tübingen: dgvt-Verlag.
- Schweizer, A. & Glasenapp, J. (2005). Lebensqualität, Selbstbestimmung und Assistenz. In B. Pfeil u.a. (Hrsg.). Ich diene mir selbst. Selbstbestimmung und Teilhabe (S. 38-48). Freiburg: Lambertus.
- Treptow, R. (2009). Grenzen der Entgrenzung. In J. Jerg u.a. (Hrsg.), Perspektiven auf Entgrenzung (S. 23-39). Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Wacker, E. (2008). Selbstbestimmung und Behinderung. Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis, 40 (1), 11-27.